

Insel Verlag

Leseprobe



Köhler, Andrea
Die geschenkte Zeit

Über das Warten

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4042
978-3-458-35742-1

insel taschenbuch 4042

Andrea Köhler

Die geschenkte Zeit



In unendlich vielen Formen sind wir dem Warten ausgeliefert: Man wartet auf andere, auf eine Antwort, auf den Richtigen, auf den Befund, auf eine Nachricht, auf das Ende der Schmerzen, auf die Sportergebnisse, auf das Ende des Regens, auf den nächsten Tag, auf die Geburt des Kindes ... Andrea Köhler beobachtet und beschreibt, welche Tücken, Glücksmomente oder Überraschungen in Situationen des Wartens, der Pause und der Langsamkeit stecken. Sie verschafft dem Warten einen Raum, der so viel reicher und weiter ist als der, den ihm die Notwendigkeit beimißt.

»Andrea Köhlers anregendes Buch über das Warten: Wer es eilig hat, ist hier verkehrt.« *Frankfurter Rundschau*

»Ein kleines Buch von hoher Intelligenz und seltener Schönheit geschrieben.«
Neue Zürcher Zeitung

Andrea Köhler
Die geschenkte Zeit
Über das Warten

Insel Verlag

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2011

insel taschenbuch 4042

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-35742-1

Inhalt

Vorwort	9
I Ein unverfälschtes Stück Angst	15
<i>Wo bleibst Du? Über die Abwesenheit</i>	15
<i>Das Schweigen der Sirenen</i>	21
<i>Warte nur, balde!</i>	26
II Gefühlte Zeit	29
<i>Morgen Kinder, wird's was geben</i>	29
<i>Todesdrohung und Zeitvertreib</i>	32
<i>Gib's auf</i>	35
<i>Ein bißchen Konversation</i>	41
<i>Gefühlte Zeit</i>	44
<i>Einer raus, einer rein – Im Wartezimmer</i>	46
III Das Zögern vor der Geburt	50
<i>Lahme Tage</i>	50
<i>Das Zögern vor der Geburt</i>	53
<i>Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben</i>	56
<i>Verpaßt – Luftfracht und Todesboten</i>	59
<i>Time is money</i>	64
<i>Spielende Kinder am Bahndamm</i>	66

IV Erwartungshorizonte	69
<i>Der Eros ist transitorisch</i>	70
<i>Ferien auf dem Bauernhof</i>	75
<i>Gewaltenteilung der Zeit</i>	80
V Zögernde Stunde, Saumseligkeit	83
<i>Atemzüge eines Sommertags</i>	83
<i>Pause am Tage: Stunde des Pan</i>	86
VI Vom allnächtlichen Stillhalteabkommen mit der Zeit	89
<i>In den Lagunen des Traums</i>	89
<i>Irgendwo in einer Nische der Zeit – Der oder die Eine</i>	92
<i>Schwellenzeit</i>	94
<i>Auszeit und Weltzeit</i>	97
Literaturverzeichnis	103

*Für den Einen und die, die mich
als erste warten ließ*

Vorwort

Warten ist eine Zumutung. Und doch ist es das Einzige, was uns das Nagen der Zeit fühlbar und ihre Versprechen erfahrbar macht. Es gibt unendlich viele Formen des Aufschubs: in der Liebe, beim Arzt, am Bahnsteig oder im Stau. *Wir warten*: auf den anderen, den Frühling, die Lottozahlen, eine Offerte, das Essen, den Richtigen und Godot. Auf Geburtstage, Feiertage, das Glück, die Sportergebnisse und den Befund. Auf einen Anruf, das Geräusch des Schlüssels im Türschloß, den nächsten Akt und das Lachen nach der Pointe. Wir warten darauf, daß ein Schmerz aufhört und der Schlaf uns findet oder der Wind sich legt. Müßiggang, Umwege oder Langeweile – im Pflichtenheft der verplanten Stunden ist das Warten die blanke Seite, die es zu füllen gilt. Und die uns im besten Fall mit Freiheit belohnt.

Ich liebe die Übergänge, die Schwellenzeiten, wenn die Dinge für eine Weile noch unbestimmt sind. Ich liebe die »blaue Stunde«, die schon das Nahen der Nacht verspricht, welche ja selbst ein Übergang zu viel mehr als nur dem verläßlich wiederkehrenden Morgen ist. Wer warten kann, weiß, was es heißt, in der Möglichkeitsform zu leben. Doch wird alles Warten zu einem Versäumnis, wenn es nur bei der Möglichkeit bleibt. Daß wir unser Leben verpassen über den falschen Hoffnungen, die uns das Gegebene übersehen lassen – wir nennen das gerne: Optionen offenhalten –, von solchen Unterlassungsünden handelt die Literatur, die mit Seneca zu einer erfüllten Zeit oder doch zu einem vernünftigen Umgang mit ihr anhalten will. Die temporale Vorratshaltung ist dann allerdings nicht dem hektisch durchorganisierten Tagesablauf verpflichtet,

sondern einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, die Kosten und Nutzen mit einer anderen Waage eicht.

Warten ist jeder Entwicklungszeit eigen, sei es der Schwangerschaft oder der Pubertät, sei es dem Sammeln und Zaudern vor einem Schöpfungsakt. »Das Zögern vor der Geburt« hat das Franz Kafka genannt. Wer wartet, imaginiert Kommendes, oft mit der Möglichkeit seines Ausbleibens, weshalb das Warten unsere erste große Kulturleistung ist. Freud nannte das »Triebverzicht«; er steht am Anfang jeder Symbolisierung. Das Leben besteht gemeinhin aus einer rhythmisch ungleichmäßigen Aneinanderreihung von Augenblicken – und jenen Momenten, da der Fluß des Erwartbaren stockt und es plötzlich nicht weitergeht. Doch seit wir versuchen, den Gezeitenwechsel von Kommen und Gehen der chronischen Gleichzeitigkeit zu opfern, tauchen Pausen vor allem als Staus und Störungen auf.

Gleichwohl gibt es im Lebenszuschnitt der westlichen Wohlstandsgesellschaften jene sorgsam restituierten Inseln der Langsamkeit, die – vom Gedenkkult bis zu den Wellness-Oasen – versuchen, dem »rasenden Stillstand« der Spätmoderne ein anderes Zeitmaß zurückzubringen. Diese Anstrengungen bleiben allerdings weitgehend artifiziell. Kein Weg führt ins Paradies zurück, das allen Heilsversprechungen ungeachtet auf Erden niemals zu haben war. Und auch die doppelte Reise um die Welt, die noch Heinrich von Kleist als Erlösung vom Zeitdruck vorschwebte, hat uns nicht an die Hinterpforten des Himmels zurückgebracht, dafür jedoch manchmal auf eine Insel verschlagen, die der Vorstellung vom irdischen Glück halbwegs nahekam. Die geheimnisvollste Pause in unserem Leben ist freilich der Schlaf, der uns allnächtlich in jenes Warten einübt, aus dem wir irgendwann nicht mehr erwachen.

Dieser Essay möchte daran erinnern, daß wir die Zwei-

deutigkeit unseres Daseins in seinem Puls von An- und Abwesenheit so schnell nicht loswerden können. In der Veranschaulichung dieses Themas ist der Musik vielleicht die konkreteste Antwort gelungen – wenn ihre Rhythmen, Pausen und Repetitionen meist auch einem klarer durchgestalteten Muster folgen als die Wechselfälle der gewöhnlichen Existenz. Ich habe versucht, dem Rhythmus des Wartens in diesem Buch ein Echo zu geben – wobei die Intermezzi zwischen den Kapiteln Interludien der Phantasie darstellen. Das »Ich«, das dort spricht, ist fiktiv. Das Geständnis sei gleichwohl gemacht, daß die Autorin sich selber der zögernden Spezies zuschlägt, die häufig genug zu spät kommt. Was auch sagen will: Dieses Buch ist in der Hoffnung geschrieben, ohne kulturkritisches Lamento der Pause, der Langsamkeit und dem Warten auch ein paar erfreuliche Seiten abgewinnen zu können.

Wovon nur am Rand die Rede sein wird: von der christlichen Heilserwartung oder vom Warten auf den Messias, von der Erwartung des Paradieses auf Erden, auch Utopie genannt. Dies sind Warte-Räume, die Glaubensfragen auf sich versammeln, deren Antwort die Gläubigen meistens bereits zu wissen meinen. Das Warten, von dem hier erzählt werden soll, gehört in den Raum der eigenen Erfahrung und erhebt keinen Anspruch, eine Erklärung des Umgangs mit dem bekanntesten Paradox unserer Gegenwart, der Fülle der zu knappen Zeit, zu sein.

Der Mensch ist das wartende Tier, das den Tod antizipieren kann. Doch wie das Verschwinden der Zwischenräume und die Verkürzung der Wartezeiten das Unvorhersehbare immer mehr auszuschließen versuchen, so haben sich auch die Abschiede jener Pausenlosigkeit angepaßt, die noch das Szenario des Sterbens verändern. In jedem Abschied steckte einmal ein kleiner Tod – oder zumindest die Möglichkeit, daß man sich nicht mehr wiedersieht. Doch seit die Technik

jene Dauerverbindung herstellt, die uns fest an die Nabelschnur der Erreichbarkeit knüpft, ist uns die Vorstellung, einmal nicht mehr da zu sein, beinah abhanden gekommen. Das Warten aber ist ein Zustand, in dem die Zeit den Atem anhält, um den Tod zu erinnern. Nicht: *Carpe diem*, sondern: *Warte nur, balde*.

Präludium

Ich warte

Eine Zeitlang bin ich einfach liegen geblieben und habe gewartet. Worauf? Daß der Tag vor meinem Fenster ein anderes Kolorit annimmt und die Geräusche mich anstecken, es mit der aufrechten Tätigkeit zu versuchen? Daß die Gewohnheit den allmorgentlichen Widerstand bricht, durch die Tür des Tages zu treten und also auch heute wieder ein Mensch auf zwei Beinen mit einer Geburtsurkunde, einem Beruf und einer Adresse zu sein? Warum nicht warten, bis diese lustlose Phase einfach vorbei ist? Und schon frage ich mich: Warte ich darauf, daß etwas passiert, oder darauf, daß etwas aufhört? Vielleicht ist das aber dasselbe: Das, was aufhören soll, hört nur auf, weil etwas anderes es vertreibt. Weil etwas wartet auf uns, irgendwo hinter den sieben Hügeln der Zeit. Und je ängstlicher ich darauf warte, um so länger lauert es mir hinter der nächsten Ecke auf. Der Wartende ist in einer seltsamen Position: Ausgespannt auf der Folter der Zeit, ist er selber der rote Läufer im Elysee der Erwartung, welcher die ersten Schritte ersehnt. So ist das Warten die Freundschaft zum Paradox.

I

Ein unverfälschtes Stück Angst

Wo bleibst Du? Über die Abwesenheit

Die fatale Identität des Liebenden ist nichts
anderes als dieses ich bin der, der wartet.

(Roland Barthes)

Am Anfang von *Erinnerung*, *sprich* beschreibt Vladimir Nabokov einen »Chronophobiker«, der von Panik ergriffen wurde, als er zum ersten Mal einen Amateurfilm sah, der ein paar Wochen vor seiner Geburt in seinem Elternhaus gedreht worden war. »Er erblickte eine praktisch unveränderte Welt – dasselbe Haus, dieselben Leute –, und dann wurde ihm klar, daß es ihn dort nicht gab und daß niemand sein Fehlen betrauerte.« Auch verstörte den Mann das Winken der Mutter aus einem oberen Stockwerk, das ihm schon wie eine Geste des Abschieds erschien. Doch »was ihm besonderen Schrecken einjagte, war der Anblick eines nagelneuen Kinderwagens, der dort vor der Haustür selbstgefällig und anmaßend stand wie ein Sarg; auch er war leer, als hätte sich im umgekehrten Lauf der Dinge sogar sein Skelett aufgelöst«.

Die Wiege schaukelt über einem Abgrund – und wenn unser Leben auch bloß ein kurzer Lichtspalt zwischen zwei schwarzen Endlosigkeiten ist, so erscheint uns das vor uns liegende Ende doch stets bedrohlicher als unser vormaliges Noch-nicht-Gewesensein. Es ist, als warte da etwas für uns in der Zukunft – etwas, das wir in Wahrheit ja bereits hinter uns haben: das – wie auch immer geartete

– Nichts. Insofern ist unser ganzes Leben ein Warten auf etwas, das mit dem ersten Schrei ins Vergessen fiel.

»WARTEN, verb. wohin schauen, seine Aufmerksamkeit auf etwas richten, versorgen, pflegen, einem dienen, anwartschaft haben, harren usw.«, definiert das Grimmsche Wörterbuch, nach welchem die Wendung *auf jemanden warten* in der heute benutzten Bedeutung erst im 16. Jahrhundert entwickelt wurde. Der Blick ins Lexikon lehrt zudem, daß der Bedeutungswandel des Wortes selbst schon eine lange Geschichte des Wartens erzählt. »Warten« im Sinne von »dienen« sistierte einst jenes Machtgefälle, dessen zivilisierteste Form heute noch in dem schönen Anachronismus »aufwarten« steckt. In der Bedeutung von »pflegen« hat sich das Warten inzwischen ganz in die Gerätschaftsabteilung verfügt. Doch ist das alte »hüten« und »auf etwas schauen« im »Wärter« noch existent, dessen Beruf gewissermaßen das Gegenteil allen Wartens, nämlich Anwesenheit verspricht. Das »Warten«, wie wir es heute in erster Linie gebrauchen, kommt erst im späteren Mittelhochdeutschen vor; im 18. Jahrhundert treten dann jene adverbiellen Bestimmungen hinzu, die uns die Qualen des Wartens bezeugen. Seit der Goethezeit wartet man »mit Verlangen«, »mit Ungeduld«, und »mit Schmerzen«.

Vielleicht ist es deshalb nicht falsch, die Hilflosigkeit, die beim Warten entsteht, mit einem physischen Ausdruck zu fassen: beim Warten *tut etwas weh*. Etwas krampft sich in einer bestimmten Körperregion zusammen, es zieht wie ein Luftsog zwischen zwei fahrlässig offen gelassenen Türen. Das Warten erzeugt Temperaturen. Wir warten mit frierendem Herzen, mit heißem Verlangen. Was da weh tut, das Gemüt erhitzt oder mit Rauhreif belegt, ist freilich schon schwerer zu fassen. Denn Warten ist imaginär und konkret zugleich: eine Einbildung, für die die Wirklich-

keit eine reale Gestalt bereit hält, die sie uns gerade verweigert.

Handelt es sich um eine geliebte Person, steigert sich die Erwartung zur Sehnsucht, zuweilen zum Wahn. Denn in der Liebe entfaltet das Warten eine Dynamik, die in die Tiefe der Existenz reicht. Es evoziert den Abschied, einen Abschied, der sowohl hinter als immer auch vor uns liegt. »Die Wiege schaukelt über einem Abgrund« – wer wartet, wird immer ein bißchen an diesen Abgrund gemahnt. »Die fatale Identität des Liebenden ist nichts anderes als dieses ich bin der, der wartet«, schreibt Roland Barthes in den *Fragmenten einer Sprache der Liebe*, jenem erotischen Alphabet, in dem Warten und Lieben beinahe Synonyme sind. Wer liebt, kann es sich niemals leisten, zu spät zu kommen. Die Sehnsucht kommt pünktlich. Sie ist eine Schwester der Angst.

»Bin ich verliebt? – Ja, weil ich warte. Er, der Andere wartet nie. Manchmal möchte ich den Nicht-Wartenden spielen; ich versuche mich anderweitig zu beschäftigen, zu spät zu kommen; aber bei diesem Spiel verliere ich immer; was ich auch tue, ich finde mich müßig, ich komme rechtzeitig, ja sogar zu früh.«

So zeigt, wer liebt, durch Pünktlichkeit seine Schwäche. Kommt der andere dann auch noch zu spät, sind die Rollen – für diesen Moment jedenfalls – definiert: wer wartet, ist derjenige, der mehr liebt. Die Abwesenheit des Anderen macht den Wartenden zu dem, der verdammt ist, dazubleiben.

»Der Andere ist im Zustand immerwährenden Aufbruchs; im Zustand der Reise; er ist, seiner Bestimmung nach, Wanderer, Flüchtiger; ich, der ich liebe, bin meiner umgekehrten Bestimmung nach sesshaft, unbeweglich, verfügbar, in Erwartung, an Ort und Stelle gebannt, *nicht abgeholt* wie ein Paket in einem verlassenen Bahnhofswinkel.«

Wer wartet, spielt so unbewußt immer die Möglichkeit

durch, verlassen worden zu sein. Denn das Warten der Liebenden knüpft an die Urszene an – an das erste überwältigende Fortsein der Mutter. Nur ein kurzer Augenblick, heißt es, scheidet die Zeit, in der das kleine Kind seine Mutter noch für abwesend hält, von dem Moment, in dem es sie tot glaubt. Jedes Warten auf eine geliebte Person rührt von Ferne an diese Erfahrung, ist eine subkutane Erinnerung an sie. So steckt im Warten der Fluch einer Bedrohung, die aus der Kindheit stammt.

Auch unsere Formen der Angstbewältigung stammen aus jenen Zeiten, in denen das Warten ein existentielles Drama war; es steht am Anfang aller Symbolisierung. In *Jenseits des Lustprinzips* beschreibt Freud die berühmte Szene, in der sein eineinhalbjähriger Enkel die Abwesenheit der zärtlich geliebten Mutter mit einem Spiel zu überbrücken versucht. Dieses Kind hat die Angewohnheit, alle kleinen Gegenstände, deren es habhaft wird, weit von sich wegzuschleudern und diese Aktion mit einem langgezogenen »o-o-o-o« zu begleiten, das die Mutter mit »fort« übersetzt. Freud schließt daraus, daß sein Enkel die Spielsachen dazu benützt, mit ihnen »fortsein« zu spielen, um sich so aus der passiven Rolle in die des Akteurs zu verwandeln, der das Verschwinden und Wiederkommen der Mutter selbst inszeniert:

»Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich herzuziehen, also Wagen damit zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so daß sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles o-o-o-o und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen ›Da«. Das war also das komplette Spiel, Verschwinden und Wiederkommen, wovon

man zumeist nur den ersten Akt zu sehen bekam, und dieser wurde für sich allein unermüdlich als Spiel wiederholt, obwohl die größere Lust unzweifelhaft dem zweiten Akt anhing.«

Solche Holzspulen, mit denen wir den Tausch von »fort« und »da« in unsere eigene Regie bringen, sind fast in jedem Warten zu finden. Wer wartet, bereitet im Kopf eine Bühne, auf der er den Monolog des Wartens aufführt. Es ist eine breite Gefühlspalette, die hier zur Entfaltung kommt; ihre Ausprägung und Zusammensetzung wird in den meisten Fällen durch die Beziehung zu dem, der uns warten läßt, definiert.

Es gibt dabei so etwas wie eine Dramaturgie des Wartens, sie läuft zumeist nach einem klassischen Muster ab. Eine Person, die uns teuer ist, läßt auf sich warten. Als erstes werden wir wahrscheinlich die möglichen Gründe im Kopf durchspielen – die verspätete U-Bahn, eine unaufschiebbare Sache im Job, irgendwas Unvermeidliches ist wohl dazwischengekommen. Das nächste kann Ärger sein: Immer kommt der, kommt die andere zu spät! Sodann gehen wir nochmals die Daten durch, Montag, halb vier, in dem Caféhaus am Markt. Haben wir uns geirrt? Nein, es ist das richtige Restaurant, schließlich haben wir uns hier das letzte Mal auch getroffen. Und jetzt den Ort zu verlassen – etwa um in dem Café gegenüber die Lage zu peilen – wäre gefährlich; der andere könnte gerade in diesem Augenblick kommen. Das Handy macht diesem Vorgang inzwischen meist kurzen Prozeß – doch einmal angenommen, es meldet sich jetzt nur die *Mailbox*. Also weiter im Monolog, der nun vielleicht eine panische Note bekommt: Was, wenn dem anderen etwas passiert ist? Wenn wir Glück haben, widerspricht die Vernunft, um den Preis allerdings, daß sich bald Enttäuschung breitmacht und sich zugleich ein böser Verdacht zu regen beginnt: Ist nicht

doch Mißachtung unserer Person im Spiel? Am Schluß aber siegt meistens die Angst: Wenn der andere nun nie mehr kommt? Besser lenken wir uns jetzt ab, bis er eintritt und wir ihn mit einem Vorwurf oder besser noch: einer großmütigen Absolution empfangen können.

Dieses Solostück ist die Fortsetzung des Fort-da-Spiels, das wir in unserer Kindheit mit jenen geduldigen Plüschtieren inszenieren, die der Kinderanalytiker Winnicott als »Übergangsobjekt« bezeichnete. Der Teddybär, der dem Kind das Warten beibringt, ist nicht umsonst das Wesen, das viele ihr Leben lang mit sich herumtragen. Als Statthalter – nicht der Mutter, sondern der Hoffnung, daß sie wieder erscheint – ist der Bär ein Schwellenbewohner, der nicht nur den Ort zwischen innen und außen, sondern auch den Aufschub, das Versprechen des Wiederkommens repräsentiert. Wer wartet, bereitet im Kopf eine Bühne für »den Diskurs der Abwesenheit«, wie das bei Roland Barthes heißt. Der andere ist gegenwärtig, da ich an ihn denke, er ist fort, da ich beim Warten stets auf mich selber verwiesen bin:

»Aus dieser eigentümlichen Verzerrung erwächst eine Art unerträgliches Präsens. Ich bin zwischen zwei Zeitformen eingekeilt, die der Referenz und die der Anrede: du bist fort (darüber klage ich), du bist da, (weil ich mich an dich wende). Ich weiß also, was das Präsens, diese schwierige Zeitform ist: ein unverfälschtes Stück Angst.«

Wäre Warten demnach das fortgesetzte Besprechen der Urszene des Verlassenseins, der unendliche Aufschub einer Trennung, die immer schon war? *Ich hier, du dort* – auf die Folter der Ungewißheit gespannt, erlebt der Wartende mit jeder Sekunde seine Verfallenheit an die Zeit. Er wird weniger in jedem Augenblick. Er schrumpft, je länger er wartet, zusammen auf einen einzigen glühenden Punkt: nie mehr!